

Ablösung im Wald von Petschengi (Schluss)

Autor(en): **Frank, D.H.K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische
Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **126 (1960)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-38636>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die übrigen nachteiligen Einwirkungen eines längeren Aufenthaltes im Gebirge wie Witterungseinflüsse, Unterkunftsschwierigkeiten, Verzögerungen im Nach- und Rückschub sowie ganz allgemein eine Erschwerung der Lebensbedingungen wirken sich auf die wenig gebirgsgewohnten Flabtruppen vielleicht noch in stärkerem Maße aus als auf trainierte Gebirgstruppen.

Ablösung im Wald nördlich Petschenegi

Von Major a. D. H. K. Frank

(Schluß)

Als die Schatten der Bäume länger werden und der Gesang der Vögel verstummt, erreicht er den Gefechtsstand. Zu seiner freudigen Überraschung trifft er dort seinen Ordonnanzoffizier.

«Nanu! Schon wieder aus Petschenegi zurück?»

«Habe alles telephonisch erledigen können», sagt der Leutnant und zeigt, jugenhaft lächelnd, auf den russischen Feldfernsprecher, den er noch vorgefunden und einfach an eine der vielen Leitungen angeschlossen hatte.

«Wir haben Verbindung mit unserem Adjutanten in Petschenegi, der dort alles abwickelt. Die Schwadronen haben sich, bis auf Restkommandos, beschleunigt hierher in Marsch gesetzt. Alle Führer versuchen mit dem großen Kübelwagen des Lt. Zickbauer soweit als nur möglich vorzukommen», schließt der junge Offizier seinen Bericht.

Fréi atmet erleichtert auf. Dann betrachtet er die übersichtlich gezeichnete Lageskizze, die der Ordonnanzoffizier inzwischen angefertigt hat. Sie gibt einen guten Überblick über den gesamten Abschnitt. Die Waldschneisen sind darauf numeriert und die verlegten Leitungen eingezeichnet. Der Hauptmann betrachtet sie eine Weile und prägt sich alle Einzelheiten ein. Dann gleitet sein Blick zu den Fernsprechanschlüssen, die auf einem Wandbrett sauber montiert sind.

«Probieren Sie alle Leitungen durch», sagt er zum Leutnant, «und stellen Sie fest, wer sich noch meldet.»

Dann nimmt er seine Maschinenpistole vom Tisch und lädt sie durch. Mit einer fast zärtlichen Bewegung hängt er sie über die Schulter und steckt sich drei mit Patronen gefüllte Magazine in die linke Rocktasche, die er sorgfältig verschließt.

Seine Pferde stehen vor der Tür der Blockhütte. Schlager, der Gefreite aus dem Illertale, der treue, zuverlässige Melder, dessen einzige Sorge dem Wohle des Hauptmanns galt, war bereits zur Stelle und ließ die Tiere weiden.

«Ich reite zurück zum südlichen Waldrand und erwarte dort die Offiziere und Führer der schweren Waffen, um sie einzuweisen. Es kann lange dauern, bis ich zurück bin.»

Der Ordonnanzoffizier nickt. «Hoffentlich fallen Herr Hauptmann nicht unter die Räuber», sagt er mit künstlichem Lächeln; «es wäre ja nicht das erste Mal.»

Frei nimmt die rechte Hand an die Mütze. «Ich habe nicht die Absicht. Mein Bedarf ist für heute bereits gedeckt. Unsere roten Freunde wollten mich in der «Partisanenschlucht» unbedingt gen Himmel fahren lassen.»

Mit diesen Worten schwingt er sich in den Sattel. Auch Schlager nimmt Platz auf dem zierlichen Tierchen, das trotz aufgenommenener Zügel noch immer disziplinosaftiggrüne Haselnußblätter in Reichweite abreißt und hastig hörbar verschlingt.

Als Frei anreitet, biegt auch das Panjepferdchen seinen langen, mageren Hals und gibt sich ganz dem Einfluß seines Reiters hin. Es folgt wie ein kleiner Bruder willig und gern dem Rappen durch das dichte Unterholz.

Als die Reiter einen breiten, in Ost-West-Richtung verlaufenden Waldweg erreichen, würde Frei gerne angaloppieren. Er unterläßt es jedoch und reitet unmittelbar neben dem Wege. Schlager befiehlt er, ihm mit soviel Abstand zu folgen, als es die Sichtweite gestattet. Der weiche Boden verschlingt den Hufschlag der stetig vorwärtsstrebenden Pferde.

Langsam sinkt die Dämmerung hernieder. Schon ist nur die nächste Umgebung noch zu erkennen. Die beiden Soldaten in dem großen, fremden Walde, der mit seinem prachtvollen Eichen- und Buchenbestand so sehr an die Heimat erinnert, müssen auf die Pferde achten. Frei hat die Schneisen, die sie vorsichtig überquerten, gezählt. An der übernächsten müssen sie links, nach Süden also, abbiegen. Dann werden sie auf die ihnen entgegenkommenden Führer der Einheit stoßen. Schlager hat dichter auf den Hauptmann aufgeschlossen. Sein Pferd drängte von selber nach vorne. Oftmals schrecken Geräusche sie auf. Dann bleiben die Reittiere stehen, und die Soldaten horchen gespannt. Ihre Augen bohren sich ins schummrige Dunkel. Vorsichtig tastet die Rechte nach der Maschinenpistole. Aber es war wohl nur flüchtendes Wild oder der unheimliche Flügelschlag eines aufgestörten Nachtvogels, die sie zum Halten zwangen.

Als sie die nächste Schneise erreichen, stockt ihnen plötzlich der Atem. Gestalten huschen über den Weg. Es mögen sechs, acht, aber auch zehn gewesen sein. Bewegungslos sitzen die beiden auf den wie erstarrt stehenden Pferden. Waren es Sowjets, deutsche Soldaten oder gar nur Wildschweine? Lautlose Stille herrscht für ein paar lange Sekunden ringsum. Dieses bleierne Schweigen wirkt erdrückend. Etwas mußte geschehen. Das spüren die Rei-

ter wie brennend in der Brust. Klarheit wollten sie haben. Sofort. Beide greifen nach den Waffen. Aber ehe sie die Mündungen auf die mystische Stelle richten können, zuckt es dort vielfach blitzend auf. Zugleich zerreißen peitschende Knalle die abendliche Stille. Senkrecht richten sich die schnaubenden Pferde auf der Hinterhand auf, springen in mächtigen Sätzen über die Schneise und jagen in wildem Galopp auf dem Weg weiter. Die Reiter haben Mühe, sich im Sattel zu halten. Leicht stellen sie sich in den Bügeln auf und neigen den Oberkörper weit nach vorn auf den Hals der verängstigten Tiere, deren Hufe den Boden kaum mehr zu berühren scheinen. Zweige peitschen klatschend ihren Körper und Äste schlagen schmerzhaft in die verbissenen Gesichter. Sie beachten es nicht. Immer sind sie des Fangschusses gewärtig und wundern sich trotz des Dahinstürmens, daß keines der vielen ihnen nachgesandten Infanteriegeschosse sie trifft, die sie vorbeipfeifen hören. Auf ihre Pferde haben sie keinen Einfluß, die hetzen wie von Furien gepeitscht vorwärts. Frei reißt an den Zügeln, als sie sich der Kreuzung nähern, wo sie abbiegen müssen, um endlich das Tempo zu verringern. Es ist vergeblich, auch unnötig, denn ganz von selber schlagen die Tiere eine Kurve, so daß ihre Körper schräg liegen und die Reiter sich fest in die Bügel stemmen müssen. Damit haben sie die Richtung auf Petschenegi.

Längst ist das Schießen verstummt. Es ist inzwischen Nacht geworden. Reiter und Pferde dampfen. Sie sind am Ende ihrer Kraft. Endlich fallen die Tiere in Trab. Ihre Flanken zittern. Auch die Hände der Reiter beben leicht, als sie ihren Pferden beruhigend den feuchten Hals klopfen.

«Halt, wer da?»

«Ich bins!» ruft Frei seinen Offizieren entgegen. Er sitzt ab und läßt sich etwas zu trinken geben. Seine Kehle ist wie ausgedörrt. Rasch erholt er sich vom tollen Ritt und gibt die Befehle für die Besetzung der HKL. Von einer Ablösung im eigentlichen Sinne des Wortes kann ja, da das Regiment mit der Masse bereits abgerückt ist, keine Rede mehr sein, ganz abgesehen vom Stärkeverhältnis.

Die Aufklärungsabteilung ist nahezu vollzählig. Auch die schweren Waffen sind zur Stelle. Da sie motorisiert nicht vorgebracht werden konnten, hatte der Adjutant in Petschenegi bespannte Fahrzeuge besorgt und Waffen, Gerät und Munition darauf verladen.

Langsam setzt sich nun die Kolonne mit freigemachtem Gerät (die requirierten Fahrzeuge wurden zurückgeschickt) in Marsch. Die Einheiten, denen eine Gruppe als Sicherung vorausgeht, bewegen sich in Reihe beiderseits des Weges mit geringen Abständen von Mann zu Mann vorwärts. Die schweren Maschinengewehre und Granatwerfer, die zerlegt getragen werden müssen, befinden sich zwischen den beiden Schwadronen. Frei geht

zusammen mit den Offizieren und Führern der schweren Waffen, die meist Unteroffiziere sind, am Anfang der Kolonne auf Sichtweite hinter der Sicherung. Nur am Ende geht ein Offizier als Schließender. Es ist der Pak-Zugführer. Seine Aufgabe ist, dafür zu sorgen, daß niemand zurückbleibt, und bei einem feindlichen Überfall entsprechend zu handeln. In Wäldern, namentlich bei Dunkelheit, muß jederzeit mit Feindeinwirkung gerechnet werden. Es ist daher sofortige Abwehrbereitschaft jedes einzelnen erforderlich. Nahkämpfe bilden bei Zusammenstößen die Regel. Scharfgemachte Handgranaten, aufgepflanzte Seitengewehre und griffbereit getragenes Schanzzeug wie kurze Spaten, Pionierkreuzhacken, usw. sind zur schnellen Abwehrbereitschaft notwendig. Zum Auseinanderhalten von Freund und Feind bei beschränkten Sichtverhältnissen: im Walde, bei Dunkelheit, Nebel und im Ortskampf dient ein ausgegebenes Kennwort. Es sollte möglichst ein vom Gegner nur schwer nachzusprechendes Dialektwort sein.

Unter der Last von Waffen und Gerät stapfen die Männer schwerfällig dahin. Sie sind es als Angehörige einer teilmotorisierten Truppe nicht gewöhnt, längere Zeit und bei schwierigen Wegverhältnissen unter solchen Umständen zu marschieren. Frei stellt es ärgerlich fest und gibt seiner Meinung unverhohlenen Ausdruck. «Unsere Infanteristen haben vom Bug bis zum Donez mit den seitlichen Verschiebungen während des Vormarsches rund 2000 Kilometer trotz aller Kämpfe und der damit verbundenen Entbehrungen zurückgelegt und alles mitgeschleppt. Denkt daran, dann werdet ihr die paar Wegestrecken auch hinter euch bringen», verweist er die Männer im Flüsterton, aber scharf. Stumm und verbissen zoggeln die Gescholtenen weiter.

Nun sind sie an der Stelle, an der sie strahlenförmig auseinanderziehen, der Hauptkampflinie zu, um die ihnen zugewiesenen Abschnitte zu erreichen. Um die Orientierung in diesem großen finsternen Walde nicht zu verlieren, halten sich die einzelnen Gruppen an die Schneisen. Die Männer schließen dabei dicht auf, denn der Anschluß darf nicht verlorengelassen. Zudem kommt man dem Feind immer näher, der, wie es sich in den vorhergegangenen Kämpfen gezeigt hat, in seinem Verhalten und seinen Handlungen vollkommen unberechenbar ist. Niemand soll sich im Kriege für klüger als der Gegner halten, und mit allem, auch dem Ausgefallensten, rechnen. «Man kann ja nie so dumm denken, wie es kommt», sagt Frei.

Endlich erreichen die zu Infanteristen «degradierten» Kavalleristen ihre Stellungen. Es ist ein gut ausgebautes Grabensystem mit Waffenständen und primitiven Unterständen, die Wetter- und Splitterschutz bieten. Unbelästigt von den Sowjets können trotz der Dunkelheit die einzelnen Besatzungen eingewiesen werden. Es ist Mitternacht vorüber, als die Linie notdürftig

wieder besetzt ist. Die einzelnen Verteidigungsnetze liegen weit auseinander. Die großen Lücken zwischen ihnen werden durch eingeteilte Trupps von zwei bis drei Mann, die dazwischen hin- und herpendeln, unter Kontrolle gehalten. Die leichten Maschinengewehre, die alle eingesetzt werden müßten, sind nur mit zwei Mann der Bedienung besetzt. Die übrigen Schützen 3 und 4 bilden kleine Stützpunkte oder Verbindungsspähtrupps innerhalb der nur noch sogenannten HKL.

«Vorerst haben wir getan, was wir konnten», sagt Frei mit erleichtertem Aufatmen, als beim Gefechtsstand die Meldungen der Einheitsführer eingingen. «Alles weitere bestimmt der Iwan.»

Er läßt sich schwer auf einen der klobigen Stühle fallen. Dann verlangt er den Adjutanten, der noch in Petschenegi geblieben ist. Von ihm verlangt er telephonisch das vollständige Auskämmen der Trosse. Jeder nicht unbedingt dort erforderliche Mann, einschließlich der Dienstgrade, ist sofort zum Gefechtsstand in Marsch zu setzen. Alle Einwände lehnt er ab, mit dem Hinweis, daß die gesamte Reserve der Abteilung lediglich aus dem leichten Maschinengewehr des Panzerjägerzuges besteht und außer ihm, dem Ordonnanzoffizier und drei Meldern sich nichts mehr hinter der HKL befindet. Resigniert fügt sich der Oberleutnant ins Unvermeidliche.

Kaum hat er den Hörer aufgelegt, klingelt der Feldfernsprecher. «Der Hauptmann Wegener», mit diesen Worten übergibt der Ordonnanzoffizier Frei den Hörer.

Wegener ist Bataillonskommandant beim links eingesetzten Nachbarregiment. Er räumt seine Stellungen südlich Boljschaja Babka. Ehe er selber geht, macht er Frei darauf aufmerksam. Gleichzeitig teilt er mit, daß sich südlich der Ortschaft die Batterie des Leutnants Schwarz befindet, die solange dort verbleibt, bis der Angriff der Division entsprechend vorwärts gekommen ist. «Sie ist auch auf die Sperrfeuerräume vor Ihrem Abschnitt eingeschossen», schließt der Hauptmann, ehe er Frei «Hals- und Beinbruch» wünscht.

Sofort bespricht Frei mit dem Batteriechef alle Einzelheiten. Dann läßt er sich beruhigt auf das aus Farnkraut bereitete Lager sinken.

Bald aber reißt ihn heftiger Gefechtslärm aus seinen wirren Träumen. Überlaut hallt Gewehr- und Maschinengewehrfeuer durch den Wald. Gespenstig zuckt das Mündungsfeuer auf. Handgranatendetonationen wummern dazwischen. Im gesamten Abschnitt fühlen die Sowjets vor. Noch steht nicht fest, ob es sich um einen Angriff oder nur um Spähtrupptätigkeit handelt, die die Stärke der neuen Besetzung feststellen wollen. Frei wirft seine Maschinenpistole über die rechte Schulter und eilt, so schnell es der dunkle Wald zuläßt, in die HKL. Der Abteilungsarzt folgt ihm. Immer

möchte der Doktor, der bereits das Eiserne Kreuz erster Klasse trägt (eine Seltenheit, denn diese Auszeichnung wird nur für persönliche Tapferkeit am Feinde verliehen), vorne sein, um sofort helfen zu können, wenn Verwundete anfallen. Frei ärgerte sich über den Übereifer des Arztes. Schließlich ist der Arzt nicht oder nur sehr schwer zu ersetzen. Er sollte sich daher nicht unnötig in Gefahr begeben. Die Verwundetenversorgung in der vordersten Linie ist Sache der Sanitätsdienstgrade; diese verstehen im zweiten Kriegsjahre ihre Arbeit. Sie hatten überreichlich Gelegenheit, Erfahrung in erster Hilfeleistung zu sammeln. Gelegentlich wird der Arzt darauf hingewiesen werden müssen. Nicht umsonst soll der Truppenverbandsplatz, den der Abteilungsarzt einzurichten hat, nach der Vorschrift etwa drei Kilometer hinter der vordersten Linie liegen.

Als die beiden Offiziere sich in den Graben fallen lassen, nimmt der Gefechtslärm noch zu. Explosivgeschosse, die an den Bäumen hinter ihnen krepieren, täuschen über den Standort der feindlichen Schützen. Sie erwecken den Eindruck, als stehe der Gegner bereits im Rücken der Verteidiger. Das nächtliche Dunkel, die unmittelbare Nähe des Feindes im dichten Unterholz, der überlaute Gefechtslärm, die großen Lücken innerhalb der eigenen Verteidigungslinie und das Ungewohnte dieses Kampfes machen die Männer der AA nervös. Sie schießen, was aus den Läufen geht, mehr zu ihrer eigenen Beruhigung als auf den unsichtbaren Feind.

Frei tastet sich im Graben entlang von einem Widerstandsnest zum anderen. Überall zucken die kleinen hellen Flämmchen auf. Der Feind war auf etwa dreißig Meter an die HKL herangekommen. Dort aber schien er liegen zu bleiben. Er stieß nicht weiter vor. An keiner Stelle war es zu einem Einbruch gekommen, so sehr die Verteidiger auch seit dem Platzen der ersten feindlichen Handgranaten damit gerechnet hatten.

Als Frei auf den Chef der ersten Schwadron stößt, kommt es beinahe zum Zweikampf. Beide halten sich gegenseitig für Sowjets. Jeder hatte vor, den anderen geräuschlos ins Jenseits zu senden. Erst als sie Brust an Brust einander gegenüber stehen, erkennen sie einander. Trotz der ernsten Lage lachen beide herzlich.

«Die Iwans riecht man schon auf mehrere Meter Entfernung. Am Fehlen dieses penetranten Gestankes hätten wir uns früher erkennen können», sagt Frei mit tonloser Stimme zu dem jungen norddeutschen Leutnant. «Nun aber lassen Sie das Feuer ihrer Schwadron einstellen. Diese wilde Schießerei ist Munitionsverschwendung, die wir uns nicht leisten können!»

«Stopfen» wird nun leise von einer Besatzung zur anderen weitergegeben. Daraufhin läßt das Schießen nach und hört bald ganz auf. Diese Ruhe wirkt unwirklich. Nicht nur auf die eigenen Männer, sondern anscheinend auch

auf die Russen. Auch bei ihnen fällt kein Schuß mehr. Leises Rascheln im Unterholz und das Brechen von Zweigen deuten auf das Zurückziehen des Gegners. Was mochte er aber beabsichtigt haben? Wollte er sich nur über die Stärke der Besetzung orientieren, also gewaltsam aufklären, und nur unser Feuer herauslocken?

Frei, der jetzt durch den gesamten Abschnitt geht, mit den Männern spricht und Verhaltensanweisungen bei erneutem Feindangriff gibt, sollte zwei Stunden später Gewißheit haben.

Gegen drei Uhr fühlen die Sowjets erneut gegen die HKL vor. Wieder beginnt der mehr oder weniger sinnlose Feuerkampf; denn von Treffen kann auf beiden Seiten keine Rede sein.

Vorsichtig arbeitet sich der Gegner mit der ihm eigenen Gewandtheit immer näher an die deutsche Besatzung heran. Einzelne Feindtruppen liegen bald nur noch wenige Meter von der HKL entfernt. Die Verteidiger spüren und fühlen mehr die unmittelbare Nähe der Rotarmisten als daß sie diese sehen. Alle ihre Nerven sind aufs äußerste gespannt. Die Gewißheit unmittelbar drohender Gefahr beunruhigt die Männer, die mit dem Finger am Abzug hinter ihren Waffen liegen und Handgranaten und Spaten für den letzten Kampf griffbereit haben. Der unsichtbare Feind, verborgen im Unterholz dicht vor ihnen, erfordert ihre ganze Aufmerksamkeit. Dazu kommt der überlaute Gefechtslärm, das Pfeifen der Geschosse, Krepieren der Handgranaten und das Brechen getroffener Äste und Zweige, das die Männer allmählich zermürbt. Beim Nachtkampf ist der Einfluß der Führer nur gering. Sie können nur dort einwirken, wo sie sich gerade persönlich befinden. So arbeiten sich Offiziere und Unteroffiziere der Abteilung von einem Waffenstand in der HKL innerhalb ihres Abschnittes zum anderen. Überall ist die Lage dieselbe. Jedes kleine Widerstandsnest wird durch den Feind voll in seinen Bann gezogen. Niemand kann auf den weit entfernten Nachbar achten oder dorthin Verbindung aufnehmen.

So gelingt es den Sowjets, unbemerkt zwischen den in Schach gehaltenen schwachen deutschen Besatzungen den Graben zu erreichen, um ihn aufzurollen. Sie hatten durch das Mündungsfeuer der deutschen Waffen die unbesetzten Stellen leicht festgestellt und waren geräuschlos in die «HKL» eingedrungen. An mehreren Stellen kommt es bereits zum Nahkampf. Gräßlich mischen sich «Urräh»-Schreie und Waffenlärm zusammen.

Frei jagt so schnell er kann zu seinem Gefechtsstand. Werden die Männer die nötige Standfestigkeit haben, von der nun alles abhängt? Nahkampf bei Nacht im Walde erfordert gut ausgebildete, furchtlose Einzelkämpfer mit entsprechender Fronterfahrung. Gab es die bei einer Aufklärungsabteilung? Gewiß, fällt ihm ein, bei einem Unterführerlehrgang, den er während der

großen Kampfpause zwischen Frankreich- und Rußlandfeldzug in Polen zu leiten hatte, waren auch die Unteroffiziersanwärter der AA als Teilnehmer dabei gewesen. Erst gestern hatte er zwei von ihnen bei der ersten Schwadron wiedergegessen. Wo die standen und führten, würde nichts passieren. Wie lange aber würde die gesamte Linie unter diesen Umständen noch gehalten werden können? Welche Katastrophe aber mußte entstehen, wenn der Feind der sich zum Angriff bereitstellenden Division in die Flanke stieß? Der Gedanke daran nimmt ihm fast den Atem.

Keuchend erreicht er endlich den Gefechtsstand. Wie ein treuer Hund ist ihm Schlager, der Mann für alles, gefolgt. Um ihn braucht sich niemand zu kümmern. Er ist immer da und begleitet seinen Kommandant wie dessen eigener Schatten.

Inzwischen hatte die Division, durch den heftigen Gefechtslärm beunruhigt, Meldung verlangt. Der General war in Petschenegi eingetroffen. Er erwarte den Anruf Frei in dessen früherem Quartier, meldet der Ordonnanzoffizier und berichtet gleichzeitig von der Ankunft der Troßleute, unter denen sich auch der Schirrmeister, Verpflegungsunteroffizier, Rechnungsführer und der Sanitätsfeldwebel befinden.

«Ihr kommt zur rechten Zeit», sagt Frei zu den Männern und nickt ihnen ernst zu.

«Die Batterie!» befiehlt er und zwingt sich zur Ruhe.

Der Leutnant kurbelt. Noch waren alle Fernsprechleitungen intakt.

«Schwarz» meldet sich eine Stimme krächzend.

«Erbitte Feuerschlag auf die Schneisen 6 bis 8, dann 3 bis 5 und anschließend 9 bis 12. Feind greift im gesamten Abschnitt an. Dringt bereits in HKL ein.»

«Batterie ist feuerbereit», meldet der Offizier am anderen Ende des Drahtes.

Gottlob. Der Hauptmann atmet auf. Das ist Hilfe zur rechten Zeit. Und schon orgeln die Granaten heran. Immer vier gleichzeitig. Sie detonieren unmittelbar vor der HKL, erst vor dem mittleren Abschnitt, dann vor dem rechten und bald darauf links drüben. Wie Musik klingen die Knalle den Verteidigern in den Ohren. Sie fassen neuen Mut. Gerne nehmen sie in Kauf, daß ihnen Erdbrocken und Äste auf die Helme fliegen, denn je näher das Feuer bei ihnen liegt, um so größer ist die Wirkung beim deckungslos vor ihnen liegenden Feind.

Für die Unteroffiziere des Trosses hat Frei besondere Aufträge. Sie müssen den Feind täuschen, indem sie, mit so viel Maschinenpistolenummunition ausgestattet, als sie nur tragen können, auf den ganzen Abschnitt verteilt, immer an anderer Stelle bei einem erneuten Angriff der Sowjets das Feuer

eröffnen und so den Anschein erwecken, als sei die Besetzung der deutschen Linie vollständig, so daß der Gegner tatsächlich überall wirkungsvoll abgewehrt werden kann.

Endlich beginnt es zu tagen. Glutrot steigt die Sonne im Osten über den Baumkronen hoch. Kein Schuß fällt mehr. Die Sowjets haben sich zurückgezogen. Die Männer der Aufklärungsabteilung aber haben bewiesen, daß sie auch zu kämpfen verstehen. Sie haben Vertrauen zu sich selber und zu ihren Waffen gewonnen.

Frei zieht die Feldküchen vor. An Lastkraftwagen angehängt, holpern sie auf den Schneisen heran. Frei hört auf das tiefe Brummen der Motoren. Wie mochte das auf die Sowjets wirken? Mußten sie nicht annehmen, daß die Deutschen durch Panzer, Sturmgeschütze oder schwere Artillerie verstärkt werden, denn die Fahrzeuge sind der Feindsicht entzogen? Da blitzt es in den Augen des Offiziers auf. Das Motorengeräusch will er seinen Zwecken zunutze machen. Es wird den Feind täuschen.

Während die kampfgezeichneten Männer, ihr bescheidenes Frühstück verzehrend, in ihren Löchern hocken, mahlen sich die Räder der schweren Fahrzeuge hinter ihnen auf dem weichen Schneisenboden mühsam vorwärts. Die Kraftwagen fahren im ersten Gang. Oft bleiben sie stehen und lassen die Motoren aufheulen, fahren langsam wieder an und halten erneut. So quälen sie sich durch den gesamten Abschnitt. An geeigneten Stellen wenden sie. Der Feind muß annehmen, daß schwere Zugmaschinen Geschütze in Stellung bringen. Endlich gibt Frei das Zeichen zum Beenden dieses Manövers. Beim Abteilungsgefechtsstand sammeln die Wagen. Grinsend steigen die Fahrer von ihren Sitzen und melden sich beim Kommandeur. Der lobt ihre Fahrkunst: «Ihr habt wesentlich zum Halten unserer Stellung beigetragen!»

Während des ganzen Tages fühlt der Gegner immer wieder an anderer Stelle vor. Überall wird er abgewiesen. Eigene Verluste treten nicht ein.

Nun kommt die letzte Nacht. Dreimal greifen die Sowjets an. Sie stoßen überall auf Widerstand, ohne zu ahnen, daß es immer dieselben Männer sind, die auf sie schießen.

Die Nacht ist zu dieser Jahreszeit sehr kurz. Noch im Schutze der Dunkelheit eilt Frei, der sich an der Abwehr mit seiner Maschinenpistole beteiligt hat, an den ostwärtigen Waldrand. Langsam tauchen die Dörfer Martowaja und Trotzkoje aus dem Dunst der Donez-Niederung. In wenigen Minuten muß der deutsche Angriff nach Osten beginnen. Die beiden Ortschaften sollen durch Sturzkampfflugzeuge bombardiert werden, um den Feind in der linken Flanke der Angriffstruppen auszuschalten.

«Stukas», sagt Frei zu seinem Ordonnanzoffizier, der neben ihm auf dem

überhöhten Flußufer steht, «wie lange haben wir an der Front nun schon nichts mehr davon gesehen?»

Nun ist es hell geworden. Die Dörfer erwachen. Sowjetische Soldaten beleben die Straßen. Viele streben einer Feldküche zu, die vom Standort der beiden Offiziere gut zu erkennen ist. Gleichzeitig beginnt der deutsche Angriff. Wie auf dem Exerzierplatz gehen die Grenadierkompagnien vor. Näher und näher schieben sie sich an den Feind heran. Der scheint vollkommen überrascht zu sein, denn nur langsam flackert sein Feuer auf.

Die beiden Offiziere können jede Stellung ausmachen und durch Funk der Division melden, die sie sofort auswertet. Dadurch kommt der Angriff gut vorwärts.

«Wer hätte unseren Landsern nach den langen zermürbenden Wintermonaten noch diesen Schwung zutrauen können, mit dem sie vorgehen?» murmelt Frei und nickt zufrieden dem jungen Kameraden zu.

Jetzt läßt Flugzeug-Motorenbrummen sie aufhorchen. Es wird lauter, stärker, dröhnender. Nun sind die silbrig glänzenden Maschinen hoch über ihnen zu erkennen. Über Martowaja und Trotzkoje kippen sie plötzlich nach unten ab. Sirenengeheul erfüllt die frische Luft des schönen Junimorgens. Dann fallen und rauschen die Bomben. Durch die Detonationen werden Frei und der Leutnant zu Boden geworfen. Die Erde bebt. Menschliche Körper und Gebäudeteile wirbeln in dem schwarzen, langsam aufsteigenden Rauch empor und fallen klatschend wieder zu Boden. Häuser und Ställe gehen in Flammen auf. Die Flugzeuge kreisen über der Stätte der Vernichtung. Erneut stoßen einzelne herab bis zu den Rauchwolken, um den Erfolg ihrer Bombenwürfe festzustellen und nachzuhelfen, wenn er nicht vollständig ist. Der Feind aber schweigt, solange die Flieger in der Luft sind. Kein Schuß fällt. Unbehelligt ziehen die Maschinen wieder ab, ihrem Feldflughafen zu, von dem sie aufgestiegen waren, um dies grausame Werk zu vollbringen.

Frei formuliert noch einen Funkspruch an die Division. Er kann unverschlüsselt abgesetzt werden, denn sein Inhalt, die Wirkung der Stukas betreffend, ist dem Feind hinreichend bekannt.

Nun aber muß sich der deutsche Angriff auch auf die Feindlage bei der AA auswirken. War der Gegner vor ihr zurückgegangen? Man mußte es annehmen. Gerne hätte Frei vor dem eigenen Abschnitt aufgeklärt, wagte es aber wegen der Minen nicht.

Als er auf seinem Gefechtsstand ankommt, findet er einen Befehl der Division vor. Er war durch Funk gerade eingegangen.

Die Aufklärungsabteilung sollte durch den Wald nach Norden vorstoßen und den Cotomlia-Abschnitt (Bachlauf) erreichen. Frei forderte dazu

Pioniere (Minenspür- und Räumtrupps) an. Sie können nicht gestellt werden, da alle eingesetzt sind. Der darauf hin unternommene Versuch, auf dem Wege durch die Partisanenschlucht bis zum Försterhaus etwa 5 km nördlich Pjatnitzkoja vorzufühlen, mißlingt. Trotz aller Vorsicht treten Verluste durch Minen und geschickt in einem Astverhau angebrachte Sprengladungen ein. Frei hält den Auftrag der Division für undurchführbar und spricht ausführlich mit dem Ersten Generalstabsoffizier am Fernsprecher darüber. Der anerkennt die Bedenken.

Noch einige Stunden bleibt die AA in ihren alten Stellungen, in denen sich die Kavalleristen einem stark überlegenen Feinde gegenüber im infanteristischen Einsatz voll und ganz bewährt haben. Als die sinkende Sonne den westlichen Sommerhimmel vergoldet, marschieren die Männer nach Petschenegi zurück, wo neue Aufträge auf sie warten. Auf ihrem Wege im Babkatala begegnen sie der Batterie «Schwarz», die ebenfalls nach dem Donezdorf zieht. Freundliche gegenseitige Zurufe zeugen von echter Wafenkameradschaft, die entscheidend zum Kampferfolg beiträgt.

Aus ausländischer Militärliteratur

Das Verhalten von Kriegsgefangenen

Hat jeder Mann wirklich seinen kritischen Punkt für den psychischen Kollaps?

In einem außerordentlich interessanten Artikel der amerikanischen Zeitschrift «Military Medicine» untersucht ein sehr bekannter und absolut zuverlässiger Psychiater (H. G. Wolff) das Verhalten der Amerikaner, welche im Koreakrieg in Kriegsgefangenschaft gerieten. Der Verfasser, der sich schon sehr viel mit diesen Fragen beschäftigt hat, führt zuerst ein Memorandum des Verteidigungsministeriums an, in welchem die Ansichten der verschiedenen Psychiatergruppen bezüglich des Verhaltens von Kriegsgefangenen einander gegenübergestellt werden. Während die einen daran festhalten, daß nur die spartanische Methode, das heißt die Mitteilung von Name, Grad, Einteilungs-Nummer und Geburtsdatum des Gefangenen anerkannt werden dürfe, stellen das andere Extrem diejenigen Psychiater dar, welche betonen, daß doch praktisch jeder Mann gewissermaßen einen kritischen Punkt habe, nach dessen Überschreitung er willenlos ausplauderte. Da dies aber zum vorneherein bekannt sei, könne nicht eingesehen werden, warum